

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 226 (1953)

Artikel: Besuch bei Alfred Huggenberger
Autor: Bieri, Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-657518>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Besuch bei Alfred Huggenberger

Von Friedrich Bieri

„Mancher Weg kommt uns erst schwer vor,
wenn wir ihn gegangen sind.“

(Aus: „Kleiner Lebensbericht“)

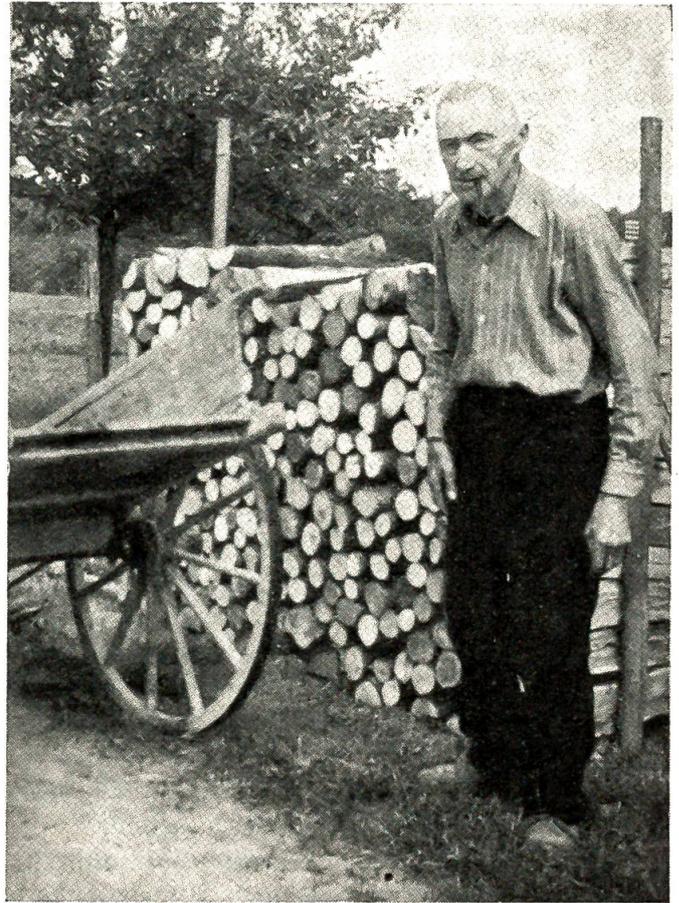
Alfred Huggenberger wurde am zweiten Weihnachtstag des Jahres 1867 in dem einsamen, von vier Kleinbauern bewohnten Weiler Bewangen, zur zürcherischen Gemeinde Bertschikon gehörig, als das vierte von acht Kindern geboren. Den Pfarrbüchern des Kirchdorfes Gachnang ist zu entnehmen, daß seine Vorfahren um das Jahr 1570 auf den kargen Bauernhöflein von Samuelsgrüt und Bewangen ansässig gewesen sind. Auf seinem eigenen Heimwesen in Gerlikon, oberhalb von Frauenfeld, das übrigens in der gleichen Kirchgemeinde wie Bewangen gelegen ist, feierte der Dichter und Bauer am 26. Dezember 1951 in körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische bereits sein 84. Wiegenfest.

Es war im langen und heißen Sommer des Jahres 1947, zur Zeit der Kirschenernte, als ich mich auf freundliche Einladung hin wieder einmal in dem sonnig gelegenen Heim am Dorfausgang zu einem Plauderstündchen eingefunden hatte, wo zufällig zu dieser Stunde auch die im nahen Elgg verheiratete Tochter des Hauses anwesend war. Die Zeit ging im angeregtesten Gespräche wie im Fluge vorüber. Nachher machte mich der Dichter mit seiner sonnigen Dorfheimat bekannt, mit den Äckern und Wiesen und mit seinem ansehnlichen Waldbesitz.

Auf diesem beschaulichen Gang wurden unwillkürlich in Gegenwart des gemütlich eine Pfeife schmauchenden und rüstig fürbaß schreitenden Dichters die verschiedenen Gestalten aus seinen zahlreichen poetischen und prosaischen Werken allgemach seltsam lebendig. Und während wir von einer Wiesenmulde aus nunmehr in den kirchenstillen Wald eintraten, da war es, als ob der Dichter in der Gestalt des „Zeigerhaniß“ neben mir einerschreiten würde, welcher im Roman „Die Bauern von Steig“ zu Gideon Reich sagt:

„Meinst du, ein Acker sei einfach ein Acker? Meinst du, es können einem beim Schaffen nicht auch allerlei Gedanken kommen, wenn man weiß, daß schon der Vater und der Großvater auf dem

gleichen Boden gefärschtet, gesät und an ihrem Leben herumstudiert haben? Und das Holz in Helligen! Wart nur, bis es einmal aper ist und ich dir mein Holz zeigen kann! Du weißt jetzt noch nicht, was Holz ist. Ja, du wirst dich noch verwundern. Wenn ich schon nur ein Oberdörfler bin — meinen Teil an der Welt habe ich doch...!“



Der Dichter und Bauer Alfred Huggenberger auf seinem Hof in Gerlikon bei Frauenfeld (Thurgau)

Und ich wunderte mich, wie weiland Gideon Reich, aufrichtig! — Geradstämmig empfingen uns die Wälderhallen: kein Baumstrunk, kein ungerader oder serbelnder Baum, kein wucherndes Schlinggewächs. Und ich glaubte es dem Dichter gerne, daß Jahre gewissenhafter Arbeit hinter diesen Waldbeständen liegen. Zahlreiche Entwässerungsgräben, die er in wochen- und monatelanger Fron ausgehoben, und eine Reihe von neuen Straßenanlagen zeugen eindrücklich davon, daß Alfred Huggenberger die Arbeit über dem

„Spinnen“ nicht vergessen und sie einfach dem lieben Gott überlassen hat!

Und während wir die gewundenen Waldwege gehen, die selbstgebauten Stege im bachdurchflossenen Gehölz überschreiten, während wir ausruhend in der rohgezimmerten Schuhhütte sitzen, erzählt der Ältere dem fast um ein halbes Jahrhundert Jüngeren einiges aus seinem Leben der Arbeit und der „inneren Gesichte“:

„Nachdem ich die geseklich vorgeschriebene Volksschule und die daran anschließende Nachtschule durchlaufen hatte, war ich bald mit Freude und Ausdauer ganz den häuerlichen Arbeiten verschworen. Nur an Sonntagen und in den langen Winternächten durfte ich meinen unersättlichen Lesehunger teilweise befriedigen. Mit 16 Jahren fand ich den Weg zur thurgauischen Kantonsbibliothek und kurz danach auch zur Stadtbibliothek Winterthur. Alle Schätze der deutschen Literatur lagen in meiner greifbaren Nähe. Eine neue Welt tat mir ihre Tore auf, und ich lauschte hinaus — ungestillt, selbstverloren, ahnungsüberwältigt. Ich las nicht mehr bloß — ich schwelgte im goldenen Überfluß... Und dann nahm es seinen Anfang. In Stunden einsamen Feldschaffens, während der Arbeit in schmalen Entwässerungsgräben klitterte ich meine ersten Verse zusammen. Zuerst nur heitere Mundartreime für die Wiedergabe in geselligen Kreisen; aber bald wagte ich mich auch an ernsthafte Aufgaben, ohne jedoch dieses Geheimnis vorerst einem einzigen Menschen preiszugeben.

Die Beschäftigung mit Dingen, die außerhalb der Sphäre der nutzbringenden Angelegenheiten daheim sind, pflegt man auf dem Lande wenig zu schätzen. Man wird leicht über die Achsel angesehen. Solange ich mein Steckenpferd nur im Heimlichen aufzäumte, ging es noch an; aber die Sache kam halt nach Jahr und Tag doch einmal an die Sonnen. Nicht durch Zufall oder Unachtsamkeit, sondern weil ich meine Zeit nunmehr für gekommen hielt. Mein erstes Versbändchen, das im Jahre 1890 das Licht des Selbstverlages erblickte, trug mir dann freilich als einzigen nennenswerten Erfolg nur einen Korb ein. Ein liebes Mädchen, dem ich mit dem schwächtigen Büchlein siegesgewiß Hand und Herz anbot, geleitete mich mit ein paar Worten aus meiner Wolfenbürg

auf den nüchternen Erdboden zurück: ‚Der Vater hat gesagt, es wäre alles recht, wenn dieser Mensch bloß nicht dichten würde.‘ — Ein bestandener Better entschuldigte mich bei den Eltern, die natürlich von meinen schriftstellerischen Versuchen wenig erbaut waren, mit dem wohlfeilen Troste: ‚Er kann nichts dafür, daß das in ihm ist. Er hat den Bazillus allweg von seinem Großvater geerbt; der hat zu Zeiten auch ein bißchen gesponnen...‘

Diese Begebenheiten und auch der Mißerfolg des Bändchens haben mich nicht besonders tief berührt; ich bin beinahe gelassen über alles hinweggegangen. Wenn ich zurücklaufe in meine mühseligen Lehrjahre, so wissen sie mir überhaupt von keiner ernstlichen Übermannung durch Zweifel und Unmut Kenntnis zu geben. Jede Enttäuschung löste eine Feder des Ansporns in mir aus.

Es kam dann freilich eine Zeit, da die Muse sich fast ganz in die Rolle eines Aschenbrödels zurückgedrängt sah. Ich mußte an die Zukunft denken und mich auf einen festen Grund stellen. Wo sich irgendeine Gelegenheit bot, kaufte ich Land zu, mit Vorliebe wohlfeilen Sumpfboden, durch dessen Entwässerung und Urbarmachung der Ertrag des Heimwesens nach und nach verdoppelt wurde. Ich stand damals jedes Jahr einen bis anderthalb Monate in den tiefen Drainagegräben; ich war dieser Arbeit fast leidenschaftlich zugetan. Selbst mein Bazillusvetter mußte sich wundern! — ‚Man könnte fast glauben, er habe jetzt den Anfall überhauen!‘ hat er einmal in unserer Stube gesagt, in meinem Beisein. Beinahe wäre ich überlaut herausgefahren: ‚Wartet nur...!‘ — Wenn ich auch nach Erscheinen des zweiten Versbändchens im Jahre 1895 während 12 langen Jahren außer einigen Bauernspielen für die Volksbühne so gut wie nichts veröffentlicht habe, war ich dennoch im innersten Herzen davon überzeugt, daß es langsam vorwärtsging. Ich hatte mich inzwischen aus dem Raum der Historie und Romantik in meinen eigensten Lebensbezirk heimgefunden. Die Augen und Sinne waren mir gemach aufgegangen für die geheimen Lustgeschenke der Aërmühen, für die Poesie der säenden Hand, des gewaltigen Mähderschaffens im Angesicht der aufgehenden Sonne. Ich erlebte die wunderbare Ergriffenheit, die ein Gang durch den eigenen Sommerwald auslösen kann: das

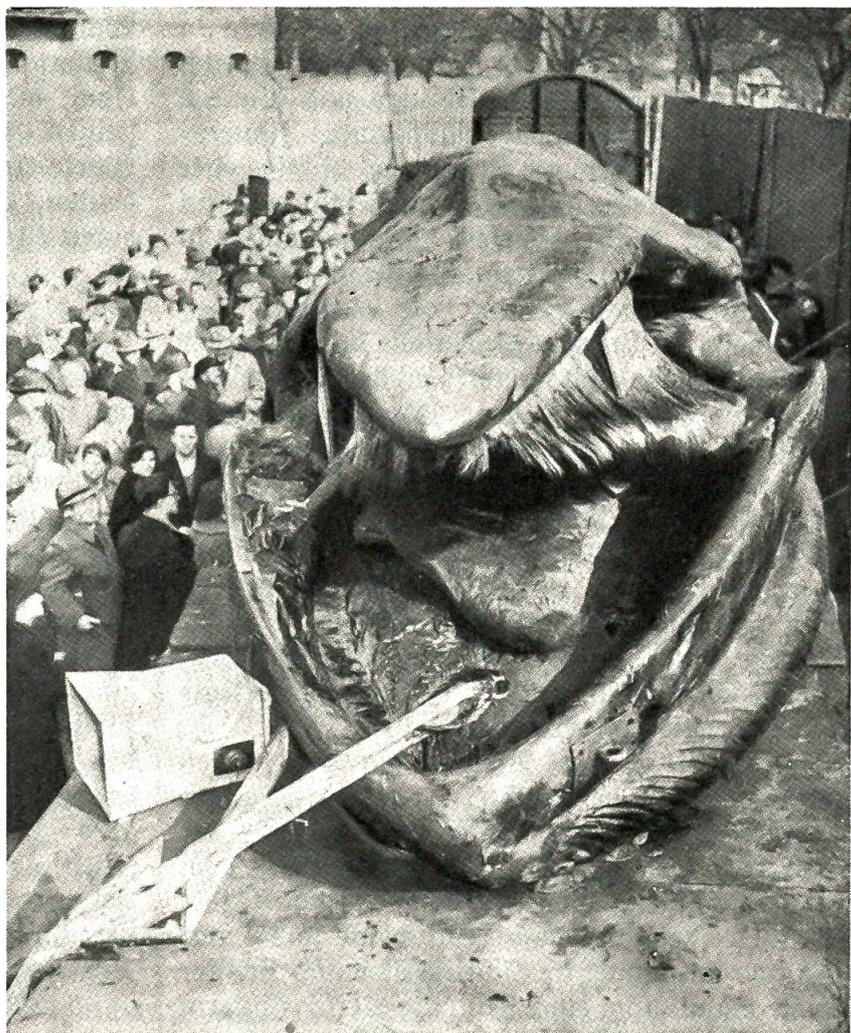
heimliche Zwiegespräch mit abgesehenen Vorfahren, die Jahrhunderte vor mir auf dem gleichen Boden gefarbt, Garben gebunden und an ihrem Leben herumstudiert haben. Der Frohmut des Bergelins, die tiefe Freude am Werden, am Blühen, am Reifen kann der Seele einen heimlichen Hort schenken an Naturglauben und Gottverstehen:

Wer des Aders Trost erfahren,
Wird im Herzen ihn bewahren,
Jede Zelt auf breiter Au
Hat ihr Flecklein Himmelsblau.

Welt ist Unruh, Welt ist Wanke,
An die Seele greift ihr Zanke,
Wind und Wetter sind die Macht,
Die uns stät und standhaft macht. . .“

„Ich muß heute lächeln“, fuhr Alfred Huggenberger fort, indem er sein Pfeifchen von neuem stopfte, „wenn ich an die verschwommenen Pläne zu Dramen und Berserzählungen denke, die ich bald als eine rechte Last und doch wieder als heimlichen Schatz vor meinem Leben herwälzte. Am längsten hielt sich eine epische Dichtung aus der Geschichte von Kyburg in meinem Poetengärtlein auf. Den Ansporn dazu hatte mir vor allem Webers Dreizehnlinden-Epos gegeben. Ungezählte Historienbände arbeitete ich ihretwegen durch, verschiedene Burgurkunden, die Geschichte der Herzöge von Zähringen und der Grafen von Kyburg. Die Nußernte dieser Studien, die sich durch Jahre hinzogen, blieb allerdings in bezug auf ihren Zweck bescheiden. Wenn ich mich am späten Feierabend oder in einer hellen Sonntagsstunde hinsetzte, um irgendeine Szene zu gestalten, blieb ich in hochgemuten Anläufen stecken. Was wußte ich denn trotz meinen heißen Bemühungen vom kleinen Alltag dieser Menschen? Sie standen mir in vielen Dingen unerreichbar fern. Und ich hätte alles von ihnen wissen müssen, alles. . .!“

Daß ich meiner ausdauernden Bemühungen wegen die Tagesarbeit auch nur um eine Stunde



Ein Riesenwalfisch reist per Bahn durch die Schweiz.
Das Tier hat eine Länge von 23 Meter und wiegt rund 50 Tonnen.

Photopreß-Bilderdienst, Zürich

versäumt hätte, kann mir niemand nachreden; sie haben mich auch keineswegs zu einem Gespinstdreher und Wolkenjakob machen können. Meine Freude am rotbackigen Leben, mein Hang zu fröhlicher Gesellschaft ließen sich nicht in den Winkel stellen. Es war mir vergönnt, zwei ganz verschiedene Leben dicht nebeneinander betreiben zu können: eines im Zauberschatten poesieverklärter Halbdämmerung, eines in der hellen Tagessonne meiner jungen Zeit.

Ich hatte das Bierzigste längst überschritten, als ich nach 25 Lehrjahren die Gedichtsammlung ‚Hinterm Pflug‘ herausgab. Das Ereignis schlug kein Loch in die Weltordnung. Am Eingang der

ersten öffentlichen Erwähnung der Gedichte in einer unserer führenden Zeitungen durfte ich ungefähr folgendes lesen: „Könige und Bauern gehörten bis jetzt ausschließlich zum Figurenbestand der Dichtung. Wenn ein König oder Bauer zu dichten anfängt, dann befällt uns ein Unbehagen...“ Wohl fielen nebenbei auch ein paar Gefäßlein der Anerkennung für mich ab, aber für meinen Bedarf genügte die Einleitung. — Eine zweite Besprechung, ebenfalls an sichtbarster Stelle, ließ zwar auch manches an der Sammlung gelten; der Grundton war jedoch gönnerhaft. Mildernde Umstände: Bauerndichter... Fast auf der ganzen Linie wurde ich gewissermaßen an der Halfster vorgeführt. Die Kuh und das Kalb mußten verantwortlich für mich zeichnen. Glücklicherweise ward neben den tonangebenden Stimmen auch manches Wort aufrichtiger Überraschung laut. Mein Bändchen war auf dem Büchertisch gar nicht übel angesehen und erlebte in kurzer Zeit mehrere Auflagen.

Durch die gütige Vermittlung des jungen Hermann Hesse, dessen Stern um diese Zeit am deutschen Dichterkreis aufgegangen war — er hatte sein Zelt damals in Gaienhofen ennet dem Untersee aufgeschlagen — fanden eine Anzahl Exemplare den Weg nach Deutschland und Österreich, wo sich namhafte Schriftsteller und Kritiker für die Sammlung einsetzten. Die Verse ‚Hinterm Pflug‘ haben den in meinem stillen Daseinsraume verwurzelten, von einer sorglosen Erzählerfreude getragenen Bauerngeschichten langsam den Weg geebnet, zumal ich auch im jungen Harst meiner Landsleute bald manchen tapferen und beredten Anwalt fand. Warum sollte denn nicht auch ein Bauer einmal Gesichte haben und das tiefe Verlangen, von seinem heimlichen Erleben andern etwas kundzutun? Ist er doch von der Natur fast übermächtig unwirkt und unwittert. Die Jahreszeiten treten sieghaft und gewalttätig an ihn heran, und jede bringt ihre Wunder mit. Sie sprießen als keimende Saat aus der Erdkrume; sie fallen als goldene Äpfel in kleine Kinderschürzchen.“

Der Dichter schaltet eine längere Pause ein. Während wir dann weiterschreiten — vorbei an sauber geschichteten Klöstern und Stämmen und emsig krabbelnden Ameisenvölkern am sonnigen

Waldrande — sehen wir bald den Giebel des Bauern- und Dichterheimes über der Felderlehne aus hellem und dunklem Grün emporsteigen... In diesem Augenblick muß ich an die Worte eines Freundes von Alfred Huggenberger denken, die dieser an dessen 60. Geburtstag in einer Biographie des Dichters am Schlusse über ihn und sein Werk zusammenfassend gesagt hat und die heute noch ihre volle Gültigkeit haben:

„So können wir denn“, so schrieb Rudolf Hägni, „an das Werk dieses Dichters herantreten, von welcher Seite wir wollen: fast immer werden wir bewundernd vor der Schönheit und Vollkommenheit stehen, die im Ganzen vorwaltet. Und immer wieder wird uns die Erkenntnis erheben und beglücken: Wieviel Weisheit und Schönheit auch auf äußerlich so begrenztem Raume und aus scheinbar so engen, dürftigen Verhältnissen wachsen kann, wenn diese Welt von einer empfindlichen Seele gespiegelt, von einem feinfühligem Menschen erlebt wird. Nicht das Was, das Wie ist entscheidend, und Alfred Huggenberger ist ein untrüglicher Beweis dafür, daß man auch auf dem abgelegensten Bauernhof die ‚Welt‘ oder doch das, worauf es ankommt, ebenso tief und reich erleben und begreifen kann wie in der Großstadt, mitten im pulsenden Verkehr, am Herzen der Welt‘. Für den aufgeschlossenen, auf das Wesenhafte gerichteten Menschen ist alles, auch das Kleinste, immer irgendwie bedeutend und aufschlußreich: Zeuge des Schöpfergeistes, Abbild des Kosmos. Diese tiefsinnige, poetische Bedeutsamkeit zwingt uns immer wieder in ihren Bann, auch wo Alfred Huggenberger scheinbar von den alltäglichsten Dingen berichtet, ahnen wir meist ein Höheres, spüren wir tiefere Bezüge, die unserem Leben erst Sinn und Bedeutung verleihen — hören wir die ‚Quellen des Schicksals melodisch rauschen...!‘“

Billiger

Ein Feriengast fährt nach mehrtägigem Regen aus dem Kurort heim. — „Gefällt es Ihnen denn hier nicht?“ wird er von einem Mitreisenden gefragt. — „Doch, doch“, sagte er, „aber zu Hause regnet's billiger!“